

NDR Info Hintergrund

Donnerstag, 28. September 2023

Juden und Muslime in Deutschland:
Näher als man denkt?
Von Julia Ley

Übernahme vom SWR

Norddeutscher Rundfunk
Religion und Gesellschaft
Rudolf-von-Bennigsen-Ufer 22
30169 Hannover
Tel.: 0511/988-2391
www.ndr.de/info

- Unkorrigiertes Manuskript -

Zur Verfügung gestellt vom NDR

Dieses Manuskript ist urheberrechtlich geschützt und darf nur für private Zwecke des Empfängers benutzt werden. Jede andere Verwendung (z.B. Mitteilung, Vortrag oder Aufführung in der Öffentlichkeit, Vervielfältigung, Bearbeitung, Übersetzung) ist nur mit Zustimmung des Autors zulässig. Die Verwendung für Rundfunkzwecke bedarf der Genehmigung des NDR.

Unsere SchülerInnen sind natürlich vor allem muslimisch, die begegnen jüdischen Menschen nicht, und wenn, dann ist es irgendwie sehr gefärbt. Die konsumieren ihre Infos über TikTok, das ist ungefiltert, das ist Fake-News, das ist, weiß ich nicht was. Und das finde ich brandgefährlich, weil da eben irgendwie Ideen weitergegeben werden, Ressentiments, und die zu etwas Eigenem gemacht werden, was am Ende gesellschaftsschädlich ist.

Und da saß auch unser Präsident Herr Dr. Schuster auf dem Podium und der sagte in einem praktisch Nebensatz: Natürlich auch ich, und zwar seit meiner frühen Zeit, habe Vorurteile gegenüber Muslimen.

Jüdisches Leben, was religiös geprägt ist, ist ja von Halacha geprägt, also von Gesetz. Und Christentum ist nicht so stark eine Religion von Gesetz, sondern eher von Dogmen. Und der Islam hat das sehr stark, genauso wie das Judentum. Das heißt, wir haben Speiseregeln: Also halal und kosher ist jetzt nicht unbedingt gleichbedeutend miteinander, aber es hat sehr viele Ähnlichkeiten. Dieses Regelmäßige, den Tag zu strukturieren durch Gebet, ist sehr ähnlich.

Ein kalter Morgen Mitte Februar in Berlin. Rabbiner Nils Ederberg und Imam Ender Çetin stehen vor einer siebten Klasse der Quinoa-Schule in Berlin-Wedding. Ederberg hält eine Kippa hoch – eine jüdische Kopfbedeckung für Männer.

„Wisst ihr noch, wie es heißt? Das wurde letztes Mal erwähnt sogar. Vielleicht wisst ihr das noch. Fing mit K an ...“

„Kabbiner.“

„Karabiner auch nicht.“

„Rabbiner.“

„Das ist der Beruf, das bin ich von Beruf: Rabbiner. Dieses Ding, wie hieß das nochmal? Kippa. Und Kippa auf Hebräisch heißt einfach ‚Kuppel‘. Also ihr kennt vielleicht türkische Moscheen, die haben immer so ‚ne Kuppel. Im Hebräischen ist das das gleiche Wort.“

„Und auf Arabisch kubba, auch auf Türkisch kubbe.“

Es ist genau die Art von Klasse, die in der Berliner Boulevardpresse häufig als „Problemklasse“ bezeichnet wird. Jeder zweite Einwohner im Wedding hat einen Migrationshintergrund. Und auch in dieser siebten Klasse sprechen fast alle Kinder neben Deutsch auch noch andere Sprachen: die meisten Türkisch oder Arabisch. Mobbing, Sprachprobleme, Flüchtlingsbiographien, all das gibt es hier. Und auch antisemitische Äußerungen seien keine Seltenheit, sagt Schulleiter Pantelis Pavlakidis.

Unsere Schüler:innen sind natürlich vor allem muslimisch, die begegnen jüdischen Menschen nicht, und wenn, dann ist es irgendwie sehr gefärbt. Die konsumieren ihre Infos über TikTok, das ist ungefiltert, das ist Fake-News, das ist, weiß ich nicht was. Und das finde ich brandgefährlich, weil da eben irgendwie Ideen weitergegeben werden, Ressentiments, und die zu etwas Eigenem gemacht werden, was am Ende gesellschaftsschädlich ist.

Pavlakidis wollte es nicht dabei bewenden lassen. Also hat er sich Hilfe von außen geholt, bei dem Projekt Meet2Respect – das Vorurteile zwischen verschiedenen Gruppen bekämpfen will. Unter anderem zwischen jüdischen und muslimischen Jugendlichen.

Und deswegen war ich so begeistert, als ich das gesehen habe, dass es das gibt, irgendwie, weil ich glaube, das Allerwichtigste ist, dass wir Begegnung schaffen, dass wir miteinander ins Gespräch kommen und nicht immer über „die anderen“ sprechen, sondern miteinander sprechen.

Anderthalb Stunden lang tun Rabbi Nils Ederberg und Imam Ender Çetin genau das. Sie reden mit den Schülerinnen und Schülern über religiöse Grußformeln wie Salam und Shalom, über den gemeinsamen Glauben an den einen Gott, über Halal- und Koscher-Essensvorschriften. Das Projekt Meet2Respect existiert seit 2013. Im Jahr zuvor wurde in Berlin der Rabbiner Daniel Alter von arabischstämmigen Jugendlichen krankenhaushausreif geschlagen. Es war eine Zeit, in der auf einmal über „den Hass junger Migranten auf Juden“ diskutiert wurde. Die Rede war von einem neuen, „importierten“ Antisemitismus, der vor allem von muslimischen Einwanderern ausginge.

„Bist du Jude?“ – „Hass junger Migranten auf Israel“ – „Antisemitismus in muslimischen Communities: So tief sitzt der Hass“

Das schreiben Zeitungen wie die WELT oder der Tagesspiegel. Es ist aber auch eine Zeit, in der vielleicht zum ersten Mal in Deutschland Juden und Muslime zusammenkommen – um gemeinsam etwas gegen Antisemitismus zu tun. Und um zu verhindern, dass die Debatte abdriftet. Dass Rechte die Vorfälle nutzen, um Muslime unter Generalverdacht zu stellen. Oder, um von der historischen Schuld der Deutschen abzulenken.

Zurück in der Quinoa-Schule fragt Imam Ender Çetin die Klasse, ob ein Jude mit Kippa heute wohl im Wedding spazieren gehen könne:

„Kommt drauf an, welche Leute das sind. Zum Beispiel das sind jetzt so Leute, die was gegen Juden haben, dann beleidigen die, spucken ihn an, schmeißen was. Und Leute, die Juden akzeptieren, die machen dann nichts.“

„Was für Leute könnten das sein?“

„Antisemitisten.“

„Oh, du kennst den Begriff, super. Antisemitismus ist, wenn es um Feindschaft gegenüber, speziell Juden geht. Gibt es auch Menschen, die speziell auf Muslime Hass haben?“

„Ja“ „Da gibt es auch einen Begriff dafür. Man nennt das ‚antimuslimischer Rassismus‘.“

Imam Ender Çetin und Rabbi Nils Ederberg ist es wichtig, zu differenzieren: Es sind nicht Muslime, die ein Problem mit Juden haben. Sondern Antisemiten. Und die können von überall herkommen und jeder Religion angehören. Schnell kommt das Gespräch auf den Nahostkonflikt. Ein Schüler merkt an, dass einige Muslime ein Problem mit Juden hätten, weil sie mit Israels Politik nicht einverstanden seien. Eine Schülerin weigert sich gar, das Land Israel überhaupt beim Namen zu nennen. Also holt Ederberg weit aus: Er erzählt von der Geschichte des Konflikts. Von Arabern, die im israelischen Parlament sitzen. Von Jüdinnen, die Israels Politik nicht unterstützen. Er versucht, Grautöne aufzuzeigen. Nicht alle wirken davon überzeugt. Aber es ist ein Anfang. Und irgendwie gelingt es den beiden Männern dann doch, das Gespräch wieder auf die Religion zurückzuführen. Und hier ist das Interesse riesengroß:

Es gibt bei euch ein Fest namens Chanukka. Aber ich verstehe nicht, was man halt feiert da.

Wieso tragen Juden eigentlich so einen schwarzen Würfel, wenn die Thora lesen?

Wie entstand überhaupt diese Religion? Also was glaubt ihr eigentlich?

Okay, das sind zwei Fragen. Wie entstand das? Und was glauben wir?

Ederberg beantwortet die Fragen so gut er kann. Er erklärt, dass Chanukka an die Wiedereinweihung des zweiten jüdischen Tempels in Jerusalem erinnert. Und was die schwarzen Gebetskapseln bedeuten:

Kennt ihr den Ausdruck „einen Knoten im Taschentuch machen“? Also: Früher, als man Stofftaschentücher hatte, hat man einen Knoten reingemacht und: Häh, wieso habe ich den Knoten? Als Erinnerung: Es gibt doch was, woran ich mich erinnern musste. Heute macht man irgendwie eine Sprachnotiz im Handy. Und das bedeutet: Diese – Tifilin heißt das – sind als Erinnerung für alles, was Gott von uns will.

Bei der Frage, woran Juden glauben, schafft der Rabbi es, eine Brücke zurück zum Islam zu schlagen:

Gott ist einer, das ist das Entscheidende. Und arabischsprachige Juden nehmen auch das Wort Allah – El, Elohim. Aber El und Al-lah, das ist auch wieder das gleiche Wort. Und es gibt einen Gott und Gott hat uns gesagt, was gut ist, was wir tun sollen.

Als die Schüler in die Pause gestürmt sind, wird es still im Klassenraum. Çetin, Ederberg und Schulleiter Pavlakidis lassen das Erlebte noch einmal Revue passieren.

Antisemitische Äußerungen gibt es, ja, das muss man auch tatsächlich ernst nehmen. Aber es ist häufig Kiezsprache ohne Reflektion. Also sie wissen meistens gar nicht, was sie da sagen. Und die Begegnung ist hier auch ganz, ganz wichtig. Dass man wirklich live zum ersten Mal einen Juden sieht, vielleicht, und dann auch Fragen stellen kann.

Auch Rabbi Ederberg warnt eindringlich davor, Jugendliche vorschnell abzustempeln. Stattdessen brauche es Offenheit und einen Raum für Fragen – auch zum Nahostkonflikt:

Also dass man das Thema nicht abblockt, dass man den Kindern, Jugendlichen, je nach dem Alter vermittelt: Wir hören euch, da gibt es Probleme, aber es ist komplizierter vielleicht, als ihr denkt. Und dann ist es eigentlich für die Kinder immer sehr überraschend, wie ähnlich sich in der praktischen Religion, jetzt konkret Judentum und Islam, sind.

Am Anfang sei es bei meet2respect vor allem um Konfliktbewältigung gegangen, sagt Ender Çetin zum Abschluss. Um den Einsatz gegen Antisemitismus. Doch inzwischen sei das Projekt gewissermaßen über sein Ziel hinausgewachsen. Etwa, als in Berlin über ein Verbot des rituellen Schächtens diskutiert wurde. Eine Art des Schlachtens, die in beiden Religionen in ähnlicher Weise vorgeschrieben ist.

Und da haben wir gemerkt, oh man, wir haben so viele gemeinsame Interessen. Also es gibt da auch noch darüber hinaus, dass man eben nicht nur nebeneinander lebt und sich respektiert und sagt „okay, was ihr macht, ist okay – was wir machen, ist okay“. Sondern, dass man auch mehr und mehr Freundschaften bildet.

Die Konflikte nicht ausgrenzen – aber auch über gemeinsame Bedürfnisse und Strategien zu reden: Das umschreibt ganz gut, was das Projekt „Shalom Aleikum“

erreichen will, angesiedelt beim Zentralrat der Juden. Der Name setzt sich zusammen aus dem hebräischen Shalom alechem und dem arabischen Salam aleikum.

Projektleiter Dimitrij Belkin sitzt Anfang Januar in einem Café im bürgerlichen Berlin-Wilmersdorf. Den Zustand der jüdisch-muslimischen Beziehungen beschreibt er mit einem Wort:

Suchend – ich hab jetzt sehr bewusst mit „Suche“ gespielt. Ich hätte gesagt „vertrauensvoll“, das wäre eine Lüge. Ich hätte gesagt „schlecht“, das wäre auch eine Lüge. „Suchend“ ist glaube ich genau das Richtige, weil ich glaube, es besteht ein ganz, ganz großes gegenseitiges Interesse und auch ein Bedarf, miteinander zu reden.

„Shalom Aleikum“ ging 2019 an den Start. Auch hier war die Intention ursprünglich, Antisemitismus zu bekämpfen. Dafür sollten aber nicht Verbandfunktionäre und Dialog-Profis miteinander sprechen – sondern ganz normale Menschen: Auf Panels und bei Workshops trafen muslimische Jugendliche auf jüdische Jugendliche, Unternehmerinnen auf Unternehmerinnen, Gastronomen auf Gastronomen. Sie redeten über das, was sie verbindet. Und kamen ganz nebenbei auch über den eigenen Glauben ins Gespräch. Über Vorurteile, aber auch über Erinnerungen und Probleme, die sie verbinden.

Wir hatten eine Runde zum Beispiel mit jüdischen und muslimischen Senioren. Das war etwas, was ich sehr, sehr, sehr geliebt habe. Weil: Ich komme selber aus der ehemaligen Sowjetunion, aus der Ukraine und ich weiß sehr genau, was die Generation unserer Eltern und Großeltern hier durchgemacht hat. Das bedeutet, dass wir vorausgesetzt haben, dass Muslime auch ähnliche Erfahrungen haben. Das war toll, wie jetzt die heute 70-, 80-Jährigen zusammenkamen und über ihre Lebensgeschichten, hochkomplexen, in Deutschland gesprochen haben.

Das Gespräch lässt sich in Auszügen auf Youtube nachschauen:

Ausschnitt Youtube-Video, Dialogtreffen „Shalom Aleikum“

Man war schon anhand der Hautfarbe oder Haarfarbe dann schon erkannt als Zuzügling. Ich hatte aber in der Gymnasialzeit keine Diskriminierungs-Erfahrungen außer die rüpelhafte Art, wie Schülerinnen oder Schüler – nein, wir hatten nur Schüler – untereinander umgehen. Also das Wort „Kameltreiber“ oder „Teppichhändler“ wurde mir hinterhergeworfen, aber nicht in einer diskriminierenden oder böartigen Absicht.

Ich fühle mich ein bisschen fremd hier, weil ich hatte noch keine Kontakte, so enge, mit Muslimen. Aber heute ist ganz tolle Atmosphäre hier und es ist eine große Ehre mit einem Imam auf einem Sofa zu sitzen.

In etwa 90 Prozent der Fälle hätten die Teilnehmenden gar keine Dialog-Erfahrung, schätzt Belkin. Was auch ein Problem sein kann. Denn es sind echte Menschen, die da zusammentreffen. Mit Ecken und Kanten – und manchmal mit Ressentiments. Für den Zentralrat heißt das: Man muss vor jeder Veranstaltung erstmal herausfinden, wer überhaupt geeignete Ansprechpartner sein können. Und immer das mediale Umfeld im Blick haben:

Es kommen vier Leute zusammen. Was hat aber dieser Arzt, diese Ärztin, oder dieser Lehrer, sagen wir, vor vier Jahren gepostet, als es // zwischen Israelis und Palästinensern irgendwo zugespitzt wurde? Gibt es da etwas bei Instagram oder bei Facebook? Und sehr oft ja. Das bedeutet Krisenmanagement. Das steht morgen in jeder Zeitung, ob rechts oder links: „Schauen Sie, mit wem Sie zusammenarbeiten.“ Und das war für uns jedes Mal – nicht schlaflose Nächte. Aber da war ein Versuch, einfach systematisch zu schauen: Mit wem kommen wir zusammen?

Gleichzeitig musste Shalom Aleikum auch in den eigenen Reihen Überzeugungsarbeit leisten.

Die Gemeinden, die jüdischen Gemeinden, bzw. Juden und Jüdinnen in Deutschland, haben natürlich auch – das sagt auch unser Präsident zum Glück offen – gewisse Vorbehalte gegenüber Muslimen: Sind sie jetzt nicht etwa ziemlich, im Paket sozusagen, pauschal antisemitisch? Warum müssen wir mit denen umgehen, wenn sie uns so angreifen, regelmäßig? So.

Einige muslimische Dialogpartner hingegen stört, dass Shalom Aleikum gegründet wurde, um Antisemitismus zu bekämpfen. Wenn die Mikros aus sind, erzählen manche, sie hätten das Gefühl, nur als Problemfälle angesprochen zu werden. Als potentielle Antisemiten. Belkin kennt diese Sorgen. Er beantwortet sie mit einer Anekdote aus einer Veranstaltung.

Und da saß auch unser Präsident Herr Dr. Schuster auf dem Podium und der sagte, in einem praktisch Nebensatz: „Natürlich auch ich, und zwar seit meiner frühen Zeit, habe Vorurteile gegenüber Muslimen.“ Und dieser Satz spielte für unsere muslimischen Gäste – und auch später durch die mediale Verbreitung – eine riesige Rolle.

Auch bei Shalom Aleikum hat man im Laufe der letzten vier Jahre viel gelernt: etwa, dass es nicht gut funktioniert, Muslime für Antisemitismus zu sensibilisieren – ohne gleichzeitig ihre eigenen Erfahrungen mit Rassismus und Ausgrenzung anzuerkennen. Deshalb bietet Shalom Aleikum inzwischen auch Workshops zu Muslimfeindlichkeit an. Trotzdem sei es wichtig, die Phänomene nicht gleichzusetzen, sagt Belkin. Weil sie anders funktionierten:

Etwas verallgemeinert formuliert ist Muslimfeindlichkeit oder antimuslimischer Rassismus eher eine Erniedrigung, ein Kleinmachen der Muslime: Die seien primitiv, die seien nicht imstande, sich zu integrieren, Bildungsarbeit gleich null, autoritäre Gesellschaft, Männerdominanz, so. Während Antisemitismus traditionell – besonders der moderne Antisemitismus – eher ein Phänomen ist, wo die Juden – abstrakte, unsichtbare Juden – sozusagen größer gemacht werden: Sie würden die Welt regieren, sie beherrschen die Presse, sie beherrschen die Finanzen, das kleine Israel beherrscht die große Welt usw.

Doch nicht nur inhaltlich, auch in der Form hat sich Shalom Aleikum weiterentwickelt. Im September 2022 ist aus dem Dialog-Projekt eine Denkfabrik geworden. In Zukunft will man mehr wissenschaftlich arbeiten. Und gemeinsam auf öffentliche Debatten einwirken. Es ist ein weiterer Schritt hin zur Verstärkung jüdisch-muslimischer Beziehungen. Hin zu mehr Verbundenheit und Zusammenarbeit. Vielleicht sogar Solidarität? Belkin ist vorsichtig optimistisch – und will zugleich nicht falsch verstanden werden:

Ich glaube, es kann jüdisch-muslimische Solidarität geben. Ich glaube, die gibt es auch. Aber ich glaube, die soll keinesfalls gegen die Mehrheitsgesellschaft gehen. Also ich bin kein Freund – und ich glaube, das ist auch der Zentralrat vor allem nicht – dieser Theorie: Wir bringen die Minderheiten zusammen gegen die „Deutschen“, in Führungszeichen, oder gegen die „Mehrheitsgesellschaft“. Solidarität, ja, gemeinsame Räume ja, aber nicht zu sagen: „die und wir“.

„Die und wir“ – Muslime und Juden auf der einen, die Mehrheitsgesellschaft auf der anderen Seite. Es ist ein Thema, das auch die Jüdisch-Muslimischen Kulturtage in Heidelberg beschäftigt. Leyla Jagiella leitet die Kulturtage, die einmal im Jahr stattfinden. Sie erklärt, warum sie diese Arbeit wichtig findet:

Weil wir sowohl als jüdische Communities in Deutschland als auch als muslimische Communities im Diskurs der Mehrheitsgesellschaft immer wieder gegeneinander ausgespielt werden. Das ist immer wieder Thema. Die großen Diskussionen zum Beispiel um Antisemitismus in Deutschland, da werden sehr gerne Menschen mit muslimischem Migrationshintergrund in den Vordergrund gerückt. Umgekehrt ist es natürlich genauso, dass immer so getan wird, als ob es da so eine

natürliche Feindschaft oder so etwas gebe. Und die Realität sieht ja ganz anders aus.

Nämlich meistens normal. In den allermeisten Fällen leben, arbeiten, wohnen, essen und trinken jüdische und muslimische Menschen in Deutschland genauso wie alle anderen: mal miteinander, oft nebeneinander. Und eben diese Normalität wollen die Kulturtage sichtbar machen – und zugleich den Austausch untereinander fördern: in Führungen zu Orten jüdischen und muslimischen Lebens, in gemeinsamen Workshops, Lesungen, Konzerten. Dabei sind die Kulturtage selbst ein gutes Beispiel dafür, wie weit jüdisch-muslimische Solidarität reichen kann. Denn anfangs gab es getrennte jüdische und muslimische Kulturtage in Heidelberg. Dann entschlossen sich die Veranstalter, beides zu verbinden.

Also wir wissen das alle im Kulturbetrieb, dass auch immer nur begrenzt Ressourcen für verschiedene Dinge da sind. Und da gerätst du natürlich schnell auch in einen Konkurrenzkampf rein. Und gerade in der Situation, war es für uns ganz wichtig zu sagen: Nein, wir als jüdische Menschen und als muslimische Menschen, wir wollen da nicht in Konkurrenz zueinander stehen, sondern wir wollen dann lieber was gemeinsam machen und gemeinsam solidarisch sein.

Einen ganz ähnlichen Ansatz verfolgt man bei der Veranstaltungsreihe MuJew in Berlin. Dabei treffen sich Angehörige beider Religionen, um gemeinsam Kunst zu machen, Politisches zu diskutieren – oder, so wie an diesem Mittwochabend Mitte Februar, gemeinsam religiöse Texte zu lesen. Der Abend wird von zwei Frauen Ende 20 geleitet: Kübra Dalkılıç, islamische Theologin, klein, quirlig, braun gemustertes Kleid, enges rotes Kopftuch. Und Rebecca Rogowski, jüdische Theologin, brauner Bob, große Hornbrille, schwarze Schiebermütze.

Bei Avraham handelt es sich um den Stammvater sozusagen. Und der Name, linguistisch, heißt auch „Vater der Vielen“. Es wurde auch schon einmal angemerkt, dass er als erster monotheistischer Mensch verstanden wird. Sowohl in der muslimischen wie auch in der jüdischen Tradition kommt er aus einem Haushalt, in dem Vielgötterei betrieben wird und entscheidet sich dann selber, nur an einen Gott zu glauben.

Etwa 15 Personen haben sich in dem gemütlichen Konferenzraum im schicken Berlin-Mitte an diesem Abend versammelt. Es geht um den Mann, den beide Religionen als ihren Stammvater betrachten: „Avraham“ auf Hebräisch oder „Ibrahim“ auf Arabisch. Und um seine Frau Sara und deren Magd Hagar.

Auf einem Handout haben Rebecca und Kübra Ausschnitte aus islamischen und jüdischen Texten zum Thema zusammengetragen. Unter anderem zu einem Ereignis, das in beiden Religionen eine zentrale Rolle spielt: Gottes Befehl an Abraham, das zu opfern, was ihm am liebsten ist: Den Sohn, den er sich so sehnlich gewünscht hat.

In jüdisch-muslimischen Tandems arbeiten die Teilnehmenden die Texte durch. Als sie danach wieder zusammenkommen, schildert Rebecca, wie es ihr damit ergangen ist:

Ich erinnere mich noch, dass ich als Kind in der Grundschule Tora-Unterricht hatte und ich war so empört über diese Geschichte im Tanach, und es hat mich so fertiggemacht. Ich habe den Korantext in unserer kleinen Gruppe vorgelesen. Und ich war so schockiert und erstaunt irgendwie über diesen krassen Unterschied, weil ich die Koran-Geschichte viel freundlicher irgendwie wahrnehme und viel weniger gruselig.

Tatsächlich gibt es in der koranischen Darstellung einen Unterschied zur jüdisch-christlichen Tradition: Der Vater Abraham informiert seinen Sohn über Gottes Befehl. Und fragt ihn, unvorstellbar eigentlich, ob er der eigenen Hinrichtung zustimmt:

Koran, Sure 37:103

Dann als sein Sohn neben ihm zu einem Alter herangewachsen war, in dem er arbeiten konnte, sagte er: „Oh, mein lieber Sohn, ich habe im Traum gesehen, dass ich dich als Opfer darbringen soll. Denke also darüber nach und sage mir, was du dazu meinst.“ Er sagte ohne zu zögern: „Oh, mein lieber Vater! Tue das, was dir geboten wurde. Du sollst mich, so Gott will, als einen jener vorfinden, der standhaft Geduld an den Tag legt, wenn es darum geht, Gottes Gebete zu befolgen.“

In der hebräischen Bibel dagegen weiß der Sohn bis zuletzt nicht, für welches Opferlamm er gemeinsam mit seinem Vater das Feuer zubereitet. Einige jüdische Exegeten glauben trotzdem, dass Isaak seiner Opferung zugestimmt hat – weil er sich freiwillig vom Vater fesseln lässt. Womöglich gehe es genau darum, sagt eine muslimische Teilnehmerin: das absolute Vertrauen von Vater und Sohn in den Plan Gottes. Moderatorin Kübra Dalkılıç greift den Gedanken auf:

Und das ist tatsächlich so, wie du es gesagt hast: Die Hingabe, dass er einfach sagt: Hat es Gott gewollt? Okay, dann stimme ich zu. Dieses Vertrauen. Vielleicht hat er sich auch tatsächlich gedacht, es wird eh nicht dazu kommen, weil er dieses Vertrauen in Gott hatte. Oder er hat sich gedacht: Wenn Gott das gewollt hat, dann werde ich sowieso keine Schmerzen empfinden. Und wenn ja, dann auch

hier, was du gesagt hast: Die Sicherheit, Gott hat mir das Leben geschenkt. Und wenn er das so haben möchte, dann bin ich auch d'accord damit.

Mehr als drei Stunden lang diskutieren die Anwesenden: Über die Frage, welche Lehren aus dieser Geschichte zu ziehen seien. Darüber, dass die jüdischen Texte die eigenen Gestalten oft kritisch darstellten, sie im Islam dagegen eher Vorbildcharakter haben. Und über die Frage, ob in der Tora schon angedeutet ist, dass Ismail, geboren von der „ägyptischen Magd“ Hagar, von den Muslimen später als ihr Stammvater betrachtet werden wird. Am Ende bleibt vor allem die Erkenntnis, wie viel man einander zu sagen hat. In mancher Hinsicht seien sich Juden und Muslime sogar ähnlicher, als sie es jeweils Christen und Christinnen sind, resümiert Rebecca Rogowski:

Jüdisches Leben, was religiös geprägt ist, ist ja von Halacha geprägt, also von Gesetz. Und Christentum ist nicht so stark eine Religion von Gesetz, sondern eher von Dogmen. Und der Islam hat das sehr stark, genauso wie das Judentum. Das heißt, wir haben Speiseregeln, also halal und kosher ist jetzt nicht unbedingt gleichbedeutend miteinander, aber es hat sehr viele Ähnlichkeiten.

Menschen wie Kübra und Rebecca jedenfalls – das wird an diesem Abend mehr als deutlich – geht es schon lange nicht mehr darum, Vorurteile abzubauen. Zwischen ihnen und vielen anderen hier im Raum ist längst so etwas wie Freundschaft entstanden. Und, da sind sie sich sicher: eine Solidarität, die auch Krisen überstehen kann.